

Traditionelle religiöse Beziehungen zur Umwelt bei Völkern im tropischen Waldland Südamerikas

MARK MÜNZEL

1. Alte bäuerliche Traditionen

Der Umgang indianischer Bewohner des tropischen Regenwaldes mit ihrer Umwelt beruht auf jahrtausendelanger Erfahrung. Schon vor etwa 4000 Jahren waren Bewohner des Waldlandes am Ostabhang der peruanischen Anden sesshafte Bauern. Im Laufe der Jahrtausende haben die Amazonasindianer ihre Landwirtschaft entwickelt, verfeinert und spezialisiert. Ihre Mythen beschreiben bis heute, wie aus Sammlern und Jägern Bauern wurden.

Ähnlich wie die Bauern des Andenhochlandes eine eindrucksvolle Vielfalt von jeweils an bestimmte Standorte angepasste Kartoffel-Sorten gezüchtet haben, so spezialisierten die Bauern des östlich anschließenden tropischen Raumes sich auf die Knollenpflanze Maniok (*Manihot esculenta*). Die Aguaruna und Huambiza (zwei den Shuar und Achuar eng verwandte Völker in Nordostperu) beispielsweise pflanzen über 100 Sorten des ungiftigen Maniok an (BOSTER 1983). Maniok ist keine Wildpflanze, sondern für seine Fortpflanzung vollkommen vom Menschen abhängig; eine wildwachsende Vorform muss existiert haben, ist aber heute nicht mehr bekannt. Das deutet auf eine sehr lange Tradition der Züchtung des Manioks durch den Menschen.

Bis heute befassen sich indianische Bauern mit der weiteren Entwicklung dieser Pflanze. Auf den Pflanzungen von Tukâno in der Uaupés-Region in Nordwestbrasilien nahe der kolumbianischen Grenze fand CHERNELA (1986) 137 verschiedene Sorten des giftigen Maniok. Diese hohe Zahl bedeutete jedoch nicht, dass alle Varietäten auf Dauer angepflanzt wurden. Vielmehr waren die Bauern immer an neuen Sorten interessiert und brachten von Reisen immer wieder Neues mit, das sie ausprobierten, um dann ungeeignete Sorten zu verwerfen und eine kleinere Gruppe von geeigneten Varietäten beizubehalten. Es zeigte sich, dass etwa zwei Drittel der Sorten neu eingebracht waren; ein Drittel wurde schon seit Jahrzehnten angebaut und hatte sich bewährt. Die Untersuchung zeigt indianische Bauern keineswegs als in starrer Tradition verharrend, immer das Gleiche wiederholend, sondern als neugierige, Züchtungsexperimenten aufgeschlossene Menschen.

Maniok ist die wichtigste, aber keineswegs die einzige Nutzpflanze, die im Amazonasgebiet seit Jahrhunderten angebaut wird. Die nördlichen Kayapó (im Südosten des brasilianischen Amazonasgebietes, um ein weiteres Einzelbeispiel zu nennen, das für die große Vielfalt und Differenzierung indianischer Landwirtschaft typisch ist) pflanzen neben elf Varietäten des giftigen und sechs des ungiftigen Manioks weitere stärkehaltige Pflanzen an. Davon zu nennen sind Süßkassave (mit einer dem Maniok ähnlichen Knolle), 16 Süßkartoffel- bzw. Taro-Sorten, 17 Yams-Sorten und acht Mais-Varianten. Weiterhin werden nicht weniger als 13 verschiedene Sorten Bananen angebaut. Hinzu kommen unter anderen sechs verschiedene Varietäten von Achiote (*Bixa orellana*), einem Gehölz, das einen Farbstoff für die Körperbemalung liefert (POSEY 1983; siehe auch S. xy). Geradezu bescheiden nehmen sich dagegen die Bora im Amazonasgebiet von Südostkolumbien und Nordostperu aus, die „nur“

etwa 50 verschiedene Arten von Nutzpflanzen anbauen (TREACY 1982) – was immer noch eine viel breitere Anbau-Palette ist als bei den meisten deutschen Bauern.

Die indianischen Bauern haben Pflanzen nicht nur gezüchtet, sondern nutzten auch Wildarten. Hierzu gehören viele Bäume. Eine Untersuchung bei den Chácobo (Ostbolivien) zeigte, dass aus einem Hektar Wald nahe dem Dorf etwa 79 % der 108 vorgefundenen Baum-Arten in irgend einer Weise, etwa als Bauholz, für Pfeile oder als Lieferanten von Früchten genutzt wurde. Insgesamt nutzen die Chácobo 564 Baum-Arten (PRANCE 1986). Ein anderes Beispiel sind essbare Pilze. Die Sanemá (eine Untergruppe der Yanomâmi in Roraima, Nordbrasilien nahe der venezolanischen Grenze) unterscheiden 26 verschiedene Pilz-Arten, von denen sieben der europäischen Botanik bislang unbekannt waren (PRANCE 1986). „Jedes Waldstück hat irgend einen Nutzen, hat einen Namen, wird mit familiärer Vertrautheit durchwandert und hat seit Menschengedenken, durch historische und mythische Erzählungen, seinen festen Platz im Stammesgedächtnis“ (ANDUJAR 1988: 80).

Einige indianische Nutzpflanzen haben auch in Europa Bedeutung gewonnen. Achiote etwa wurde früher bei uns als unschädlicher Färbestoff für Lebensmittel, insbesondere für den roten Rand des Edamer Käses verwendet. Am wichtigsten wurde die Tabakpflanze (*Nicotiana tabacum*). Deren genauer Ursprung ist nicht ganz geklärt, möglicherweise haben Amazonasindianer sie durch Hybridisierung aus zwei Wildarten gezüchtet. Das könnte am bewaldeten Ostrand der Anden geschehen sein, vielleicht in Ostbolivien (GOODSPEED 1939). In den amazonas-indianischen Kulturen hatte der Tabak freilich eine ganz andere Bedeutung als bei uns. Er diente nicht dem schnellen und profanen Genuss einer Zigarette, sondern die Zigarre war ein Mittel der Annäherung an das Jenseits. Rauchen war eine religiöse Praxis und erfolgte nach strengen, mythisch begründeten Regeln.

Die in das Amazonasgebiet eindringenden Europäer haben landwirtschaftliche Techniken von den Indianern übernommen. In vielen Teilen des großen Raumes betreiben heute auch die nicht-indianischen Kleinbauern Pflanzenbau nach indianischem Muster, insbesondere die sogenannte Brandrodung, deren ökologische Folgen freilich umstritten sind. Die Indianer haben mit dieser Methode Jahrhunderte lang keine auffälligen Dauerschäden am tropischen Regenwald angerichtet, während heute die gleiche Methode zur raschen Vernichtung des Waldbestandes beiträgt. Der Unterschied liegt sicherlich in der heute größeren Bevölkerungsdichte. Zur indianischen Tradition gehörte auch die Geburtenkontrolle, die im Zusammenwirken mit anderen Faktoren wie dauernden Kleinkriegen und hoher Säuglingssterblichkeit, das Bevölkerungswachstum einschränkte und so das Zahlenverhältnis zwischen Menschen und ihrer Umwelt stabil hielt.

Von den indianischen Bauern übernahmen die eindringenden Weißen auch die Herstellungstechnik des Maniokmehls, insbesondere in Brasilien. Dies wurde einer der Gründe für die flächenmäßige Größe Brasiliens. Denn Maniokmehl ist ein sehr lange haltbarer, leicht transportabler Reiseproviant, der den Brasilianern der frühen Kolonialzeit das Vordringen ins Landesinnere erleichterte. Nur mit Hilfe des indianischen Maniokmehls konnten die portugiesisch-indianischen Pioniertrupps des 16. und 17. Jh. die Grenzen der Kolonie weit über den Küstenstreifen hinaus in ursprünglich von Spanien beanspruchtes Gebiet ausweiten.

2. Bäuerliche Religion?

Bei derart entwickelten bäuerlichen Kulturen mit so alten Traditionen landwirtschaftlicher Sorgfalt und Neugier könnte man stark agrarisch geprägte Religionen vermuten, etwa mit Fruchtbarkeitsriten zum Gedeihen des Maniok. Merkwürdigerweise hat die ethnologische Forschung aber bis jetzt nur relativ wenige derartige Züge in den Religionen der Amazonasindianer gefunden. Eine mögliche Erklärung hierfür könnte sein, dass der Umgang mit den Anbaupflanzen größtenteils Sache der Frauen ist. In der ethnologischen Religionsforschung wurden größtenteils Männer befragt. Allerdings auch dort, wo Frauen befragt wurden, sind die Ergebnisse nicht wesentlich anders.

Von mir bei den Kamayurá (einer kleinen Volksgruppe im nördlichen Mato Grosso, Brasilien) aufgenommene Mythen speziell der Frauen zeigen eine gedankliche Verbindung von Sexualität und Frauenarbeit: Nur die sexuell zufriedene Frau kann gut arbeiten, und nur wer gut arbeitet, kann auch sexuelles Glück finden. Was sich hier abzeichnet, ist kein Fruchtbarkeitskult, keine Verehrung einer Großen Mutter, sondern eine Philosophie der weiblichen Arbeit im Alltag: Aufgabe der Frau ist die Arbeit, in der Pflanzung wie im Haus, und gerade deshalb ist sie auch die Begründerin der Sexualität. Von der verstehen die Männer nichts, und dazu passt, dass sie von der Haus- und Pflanzarbeit nichts verstehen.

3. Núnkui

Im äußersten Westen des Amazonasgebietes, d.h. am Ostrand der Anden, finden wir Glaubensvorstellungen, die schon etwas an die Pachamama (Mutter Erde) des Anden-Hochlandes erinnern. Besonders bekannt wurden die Núnkui, eine Art Schutzgöttinnen der Landwirtschaft der Shuar in Ecuador und der nahverwandten Achuar in Ecuador und Peru und Aguaruna in Peru. Die Núnkui sind Frauen, die in der für Landwirtschaft geeigneten Erde wohnen. Von ihnen erhielten die Menschen die Nutzpflanzen und die Kunst des Anbaus. Die Mythen von den Núnkui erzählen einerseits von einem Gegensatz zwischen der oberirdischen Welt, den Männern, dem Mangel an Nahrung, dem Un-Religiösen und der wilden Natur, und andererseits von dem Bereich unter der Erde, den Frauen, dem Überfluss an Nahrung, dem Religiösen und der Kultur (BALLÓN/GARCÍA-RENDUELES 1978). Die Núnkui selbst verkörpern die reinste Form von Kultur, ein Idealbild der Frau im Gegensatz zur wilden Natur und den Männern. Die größte kulturelle Leistung der Núnkui ist die Einführung der Landwirtschaft.

Diesen Fortschritt erreichten sie vor allem durch ihre Fähigkeit des zaubernden Sprechens: Die Nutzpflanzen entstanden aus den Wörtern der Núnkui. Die Bäuerinnen setzen bis heute das Sprechen der Núnkui fort, indem sie mit diesen Zwiesprache halten. Beim Ernten finden sie zwischen den Wurzeln der Pflanzen, deren Knollen sie ausreißen, Steine, in denen etwas von den Núnkui stecken soll. Die Bäuerinnen singen diese Steine an, die darauf hin, so heißt es, Licht ausstrahlen und pfeifen und auf diese Weise das Wohlwollen der Núnkui ausdrücken (PELLIZZARO 1978). Gleichzeitig identifizieren sich die singenden und Zauberformeln murmelnden Bäuerinnen mit den mythischen Vorgängerinnen, für die sie singen. „Die nächtliche Anwesenheit Núnkuis fördert das Gedeihen der Pflanzen, in der Nacht geht eine Frau aufs Feld, um in visionären Kontakt mit Núnkui zu treten:

„Ich bin die Núnkui-Frau,
 Núnkui-Frau bin ich.
 Hier, die Herrin des Gedeihens ...
 Ich stehe hier und rufe die Früchte des Feldes.
 ich ziehe sie an,
 denn ich komme allein in der Nacht,
 und in der Nacht kommen sie.“

(MADER Ms.: 133-134)

Die Bäuerin, die zur Núnkui wird, singt die Pflanzen an:

„Üppige Maniokpflanzen,
 seid fröhlich,
 ich bin hier,
 eine Frau mit Macht
 mit meinem kraftvollen Grabstock.
 niemand braucht mich zu fürchten,
 ich bin die Núnkui-Frau.
 ich jäte all das Unkraut.“

(Übers. nach ANTONIETA CHIRIAP durch MADER: 132).

4. Das Netz der Heiratsbeziehungen

Doch ist der Glaube an die Núnkui für das Amazonasgebiet insgesamt eher ein Einzelfall. Etwas ähnlich, wenn auch weniger verehrt und weniger zentral in der Mythologie, scheint etwa die Maisfrau der Amuesha (ebenfalls am Ostrand der Anden, im zentralen Ostperu) zu sein. Auch ihr werden Lieder gewidmet, und zwar zum Dank dafür, dass sie den Menschen den Mais gegeben hat. Weitere Lieder richten sich an die Erdnuss, die Bohne, usw. (LUKSCHANDERL 1990). Jedoch sind sie eingebettet in ein umfassenderes System der Einordnung des Menschen in die Umwelt, das für das übrige Amazonasgebiet typischer ist. Die Nutzpflanzen ragen kaum aus der übrigen Tier- und Pflanzenwelt heraus, sondern sind wie diese Teil eines Netzes von Beziehungen.

In dem Mythos von Núnkui beginnt die Beziehung zu diesen mächtigen Frauen durch eine Heirat, zwischen den Núnkui und den menschlichen Männern (BALLÓN/GARCÍA-RENDUELES 1978). Dadurch wird eine Verwandtschaft hergestellt, Mensch und Göttin werden Teil eines gemeinsamen Netzes von Familienbeziehungen. Ähnlich ist wohl auch die Aussage der Amuesha zu verstehen, dass die nützlichen Pflanzen ihre Verwandten sind (LUKSCHANDERL 1990). Für andere indianische Kulturen des Amazonasgebietes handelt es sich dabei um ein Netz, das einst, in mythischer Zeit, zwischen den Menschen und bestimmten, herausragenden Tieren, oft dem Jaguar, geknüpft wurde.

Durch Heirat wird eine Allianz hergestellt, wobei zu bedenken ist, dass in den traditionellen indianischen Gesellschaften die Beziehungen zu den –oft in Nachbardörfern lebenden – Schwagern nicht eindeutig freundlich waren, sondern zwischen Freundschaft und Feindschaft schwankten. Nicht selten kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen gerade mit solchen Dörfern, denen man durch eingeherratete Frauen verbunden war. Die Mythen von der Heirat mit dem Jaguar erzählen von idyllischen Szenen, wie etwa der Jaguarvater seinen (von einer menschlichen Mutter geborenen) menschlichen Sohn die Jagd lehrt, aber auch vom Zerreißen des Schleiers der Idylle, wenn der menschliche Sohn das lange vor ihm verborgene

Geheimnis erfährt, dass seine Mutter vom Jaguar aufgefressen wurde. In diesem Augenblick wendet der Sohn sich gegen den Vater und rächt den Tod der Mutter, indem er ein Blutbad unter den Jaguaren anrichtet.

Es ist also keineswegs eine rein idyllische, harmlose Beziehung zur Natur, die hier aufscheint. Das Menschen- und Naturbild der amazonas-indianischen Kulturen ist von einem gewissen Pessimismus erfüllt: Der Mensch ist wie die Tiere, gierig und jähzornig, Frieden können beide auf Dauer nicht halten. Fröhlicher Genuss wechselt ab mit Kampf. Das erstreckt sich durchaus auch auf die Einstellung zur natürlichen Umwelt; auch sie wird bald als freundliche Verwandte, bald als gefährliche, wilde Bedrohung gesehen. Wir dürfen nicht vergessen, dass die meisten Amazonasindianer vor ihrer Unterwerfung unter den modernen Nationalstaat in andauernden blutigen Fehden miteinander lebten, die zwar selten viele Menschenleben kosteten (mit dem Erschlagen von zwei oder drei Feinden war es meist getan), aber doch fast nie ein Gefühl dauernder Sicherheit in Frieden aufkommen ließen. Ähnlich wie zwischen benachbarten, zugleich vertrauten und verfeindeten Dörfern, in denen man gute Freunde hatte, gegen die man aber auch immer wieder loszog, war auch die Beziehung zwischen Mensch und Natur: Vertraut wie zwischen Verwandten, aber nie auf Dauer heimelig und fast immer konfliktreich. Gerade die mythische und religiöse Ausdehnung des Verwandtschaftsnetzes auf die natürliche Umwelt bedeutete auch die Übertragung der kriegerischen Beziehungen.

5. Das Netz der Schutzgebietenden

Die Verwandtschafts- und Kriegsbeziehungen, die Amazonasindianer zwischen sich und der Umwelt sehen, betreffen vor allem die sogenannten „Herren“ und „Herrinnen“ von Pflanzen und Tieren. Dabei handelt es sich um Schutzgeister, die jeweils für bestimmte Pflanzen- und Tierarten zuständig sind.

Meist treten diese Schutzgebieteer paarweise auf, ein Herr und eine Herrin. Manchmal allerdings werden bestimmte Arten, die in der menschlichen Gesellschaft besonders in die Zuständigkeit nur eines Geschlechtes fallen, auch in der Geisterwelt besonders diesem einen Geschlecht zugeteilt. So ist die schon erwähnte Maisfrau der Amuesha wohl eine solche mythische Herrin, zuständig speziell für den Mais. Ein Ehepartner scheint zu fehlen, möglicherweise da der Mais in die Zuständigkeit der Frauen fällt. Die Núnkui der Shuar, Achuar, und Aguaruna scheinen ebenfalls keine eigentlichen Ehemänner in der Götterwelt zu haben, und ihr Arbeitsbereich, das Pflanzen der wichtigsten Nutzpflanzen, ist auch unter den Menschen einseitig den Frauen zugeordnet.

Die Núnkui haben einen recht weiten Zuständigkeitsbereich, im Grunde wohl die gesamte Landwirtschaft, so weit sie von den Frauen betrieben wird. Die meisten Schutzherrinnen und Schutzherrn der Geisterwelt des Amazonasgebietes sind eingeschränkter in ihrem Arbeitsgebiet und meist nur einer einzigen Pflanze oder einem einzigen Tier zugeteilt. Mit diesen Schutzgebietenden muss der Mensch sich gut stellen, wenn er in die Natur eindringt. Im Rio Negro-Gebiet (Nordwestbrasilien) sprach ich mit einem Bauern und Jäger von der Volksgruppe der Makú, der mir versicherte, er habe keine Angst bei der Wildschweinjagd im tiefsten Urwald, denn er wisse, wie man die Herrin der Wildschweine mit männlichem Charme bezaubern könne. So lasse sie ihn jagen. Allgemein lieben die Herrinnen und Herren es freilich nicht, wenn man ihre Tiere jagt oder ihre Pflanzen bricht. Wer dabei übertreibt und den Tier- oder Pflanzenbestand zu sehr

dezimiert, muss mit der Wut der übermenschlichen Schutzbeauftragten rechnen. Hierin kann man eine ökologische Religion sehen. Man darf diese Vorstellungen jedoch nicht mit dem Umweltbewusstsein eines deutschen Naturschützers verwechseln. In der traditionellen amazonas-indianischen Natursicht ist wenig Platz für enthusiastische Versenkung in eine Idylle. Vielmehr werden die Naturgeister als misstrauisch, ja böse gesonnen empfunden. Die Natur wird respektiert, nicht weil sie schön ist, sondern weil man sie als Bedrohung empfindet, vor der man sich in Acht nehmen muss. Die Schutzgeister der Natur schützen diese nicht aus weiser Einsicht in ökologische Zusammenhänge (auch wenn eine solche Einsicht letztlich hinter der Vorstellung stehen mag, wird sie doch nicht formuliert), sondern aus Besitzgier und Neid. Mit den bedrohlichen Schutzherrinnen und –herren der Natur verhandelt man oder kann sie zu bezaubern versuchen, wie der Makú, mit dem ich sprach. In mythischer Zeit waren selbst Heiratsbündnisse möglich. Schamanen können mit ihnen paktieren, ihnen in Verhandlungen und durch Überzeugungskraft Zugeständnisse abringen, oder auch mit ihnen kämpfen und sie niederzwingen.

6. Die List des Umgangs mit der Natur

Die eben erwähnte Hoffnung eines Indianers, die Herrin der Wildschweine durch seinen männlichen Charme zu betören, drückt einen eher freundlichen Umgang mit der Natur aus. Nicht weniger häufig ist aber der Kampf, und häufiger noch die List notwendig. Der Mensch ist meist zu schwach, um es mit der Natur im offenen Kampf aufnehmen zu können, aber er hat ihr oft die menschliche Intelligenz voraus, die es ihm erlaubt, den Gegner zu überlisten. Im „realen“, nicht mythisch-religiösen, sondern landwirtschaftlichen Umgang mit der Natur gibt es freundliche Formen der List. So setzt man etwa am Rand der Pflanzung, wo sie an den Wald grenzt, bisweilen solche Pflanzen, von denen man weiß, dass sie bestimmten Schädlingen, die aus dem Wald kommen, besonders schmecken. Der Zweck dabei ist, dass der Schädling schon gleich am Rand der Pflanzung durch sein Lieblingsfressen aufgehalten wird und nicht bis zum Kern vordringt, wo wichtigere Nutzpflanzen wachsen. Das ist eine Art List, oder, wenn man so will, ein Verhandeln; ich gebe dir, Schädling, Erdnüsse, lass du dafür den Maniok in Ruhe.

Oft allerdings ist die List noch trügerischer. In der Ursprungsmythe der schon erwähnten Kamayurá geht ein Urzeitheros in den Wald, um Palmfasern für Bogensehnen zu holen. Der Eigentümer der Palme, ein Jaguar, bemerkt den Diebstahl und will den Dieb anspringen. Dieser zieht sich aus der Affäre, indem er dem Jaguar seine Töchter als Gattinnen verspricht. Da die Töchter diesen aber nicht wollen, bricht er sein Versprechen und schickt dem Jaguar Fälschungen, nämlich hölzerne Nachbildungen der echten Frauen. Durch einen Trick kommt er an die Palmfaser, und so beginnt die Geschichte der Menschheit; durch einen bis heute gefeierten Betrug an den Mächten der Natur (MÜNDEL 1988). Ein Großteil der Aktivitäten der Schamanen ist dem Kampf mit den Naturgeistern gewidmet. Dabei kommt es meist mehr auf List als auf körperliche Kraft an. So locken etwa die gleichen Kamayurá Geister an, indem sie ihnen besonders feines Essen anbieten, verstecken aber in diesem Zutaten, die dem Geist nicht bekommen.

Solche Praktiken mögen uns „naiv“ erscheinen. Vielfach dürfte es sich aber eher um den konkreten Ausdruck abstrakterer Vorstellungen handeln, etwa um Umschreibungen spiritueller Auseinandersetzungen mit der Geisterwelt. Wie konkret oder abstrahiert die Berichte der Schamanen zu verstehen sind, hängt vom einzelnen Individuum ab. Es gibt

konkret handelnde Schamanen und abstrahiert philosophisch denkende. Jedenfalls aber drückt sich dabei eine Naturauffassung auf, die von der unsrigen verschieden ist. Die Natur ist feindlich, aber auch vertraut, man verhandelt mit ihr nicht von Gleich zu Gleich (die Geister sind oft gefährlicher, wilder und dümmer als die Menschen), aber auf gleicher Ebene, sozusagen per Du. Man kämpft mit ihr, so wie man mit Nachbarn kämpft.

7. Wandel der Mythen

Charakteristisch für die meisten indianischen Kulturen des Amazonasgebietes ist heute, dass sie sich zwar einerseits verwestlichen – Handy und Laptop sind längst keine Geheimnisse mehr -, andererseits aber die eigene Weltsicht und die eigenen Mythen keineswegs gänzlich aufgeben. Der Umgang mit den Herrinnen und Herren der Natur, wie er in den Mythen vorgezeichnet ist, bildet ein Grundmuster, das heute auf den Umgang mit den neuen, bedrohlichen Herren übertragen wird. Auch den Weißen muss man mit List begegnen, wenn man sie schon nicht durch militärische Kraft überwinden kann. Man muss mit ihnen verhandeln, notfalls aber auch kämpfen, nun mit den modernen Mitteln etwa der Medienwelt, des Lobbying.

Einst, in mythischer Zeit, begründeten die Núnkui die Ordnung der Welt, indem sie den Menschen beibrachten, wie man mit der Natur umgeht. Aus der Wildnis der Männer machten sie die Kultur der Frauen. Heute nun, berichteten Aguaruna schon in den 70er Jahren (BALLÓN/GARCÍA-RENDUELES 1978), wollen die Núnkui dringend wieder mit ihnen sprechen - vermutlich, um ihnen beizubringen, wie eine neue Weltordnung auszusehen hat, in der an die Stelle der Barbarei der Weißen wieder die Kultur der Indianer tritt.